

SANDRA REISER

WUKONG

DAS ABENTEUERLICHE VERSPRECHEN



Text: Sandra Reiser

Umschlag und Vignetten: Melanie Korte

Lektorat: Regina Jooß

Korrektorat: Dieter Ziethen

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdruckes und der Vervielfältigung des Buches, oder Teilen daraus, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-98796-002-4

1. Auflage 2024

© 2024 Hefei Huang Verlag GmbH

Osterseestr. 50a

82194 Gröbenzell

Gedruckt in Deutschland



Eine königliche Aufgabe

Familie. In einer alten Schriftrolle steht, das sei eine Gruppe von Blutsverwandten. Wer das geschrieben hat, wusste nicht, worauf es ankommt. Eure Familie, das sind alle, denen ihr einen Teil eures Herzens schenkt. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich habe keine Blutsverwandten.

Angeblich entstamme ich einem Berg. Die feurige Hitze der Sonne und die kühle Kraft des Mondes luden den Felsen so lange mit Energie auf, bis von ihm ein eiförmiger Stein abplatzte. Und aus diesem steinernen Ei schlüpfte ich. Aber stellt euch das nicht wie bei einem Vogel oder Drachen vor. Es gab keinen Knacks, mit dem die Schale zerbrach. Mein Schlüpfen dauerte sehr lange. Pfeifende Stürme schliffen nach und nach das Gestein ab und formten meinen Körper. Dann geschah es! Blitz! Zisch! Ein Funke knisternder Neugier weckte mich aus meiner

Starre. Ich begann zu krabbeln und zu laufen und zog schließlich los, um Abenteuer zu erleben.

Schwer zu glauben? Hm, ja. Tatsache ist: Ich streunte einsam durch die Bergwälder, bis ich auf die chaotische Bande traf, die ich jetzt meine Familie nenne. Sie nahmen mich mit offenen Armen auf. Ein Leben ohne sie mag ich mir nicht mehr vorstellen, auch wenn sie die Welt mit anderen Augen sehen. Sie bemerken die Geheimnisse nicht, denen ich ständig nachjage. Ihre Welt ist voll von Spaß, doch völlig ohne Magie. So wie an diesem Morgen ...

»Schaut mal! Seht ihr da etwas? Irgendetwas Besonderes?«

Ein paar meiner Geschwister hörten kurz mit dem Herumtoben auf und starrten in dieselbe Richtung wie ich. Sie starrten und starrten, konnten aber nichts Auffälliges entdecken. Als ihnen langweilig wurde, gaben sie es auf und planschten wieder kreischend im Bach herum. Kalte Spritzer trafen mich.

Die kleine Liang jubelte. »Komm auch rein! Es ist sooo schön!«

Das Wasser war mehr als schön. Mehr als kühl oder klar. Es war geheimnisvoll. *Sch-sch-schau hin! Sch-sch-schau genau hin*, rauschte es. Der Bach nuschelte und brabbelte schon die ganze Zeit. Darum waren wir ihm bis hierher gefolgt. Na ja, genau genommen waren die anderen mir gefolgt, und ich war dem Rätsel nachgejagt. Was versetzte den Bach so in Aufregung? Ich hatte den Ursprung seiner Unruhe gesucht. Jetzt stand ich direkt davor.

Brausend fiel das Wasser eine Felswand herab und donnerte in das Teichbecken vor mir.

»Geh nicht näher an den Wasserfall!«, warnte mich Oma Lao.

Haben eure Ohren auch ein Problem mit dem Wort ›nicht‹? Es geht meistens irgendwie verloren und in meinem Kopf kommt dann nur der Rest an: Geh näher an den Wasserfall!

Meine Beine taten wie von selbst einen weiteren Schritt. Mein Blick schärfte sich. Von einem Wimpernschlag zum anderen sah ich die Wassermassen langsamer fließen. Die herabstürzenden Fluten wurden zu Millionen einzelner Tropfen, aufgefädelt wie Glasperlen an den Schnüren eines Vorhangs. Vorhänge heißen so, weil sie vor etwas hängen. Also musste etwas dahinter sein! War doch klar!

»Da! Schaut hin! Seht ihr das?!«, rief ich noch einmal lauter. So laut, dass alle mit dem Spielen und Raufen aufhörten. Ein wenig von der Magie, die ich spürte, sprang auf sie über.

»Was denn? Was denn?!«, kreischten sie. Aufgeregt umringten sie mich.

»Ich glaube, der Wasserfall verbirgt etwas. Er ist wie ein Vorhang.«

»Uhhh! Und dahinter? Was ist dahinter?!«

»Ihr werdet da wegbleiben!«, schimpfte Oma Lao. »Keiner von euch geht näher an den Wasserfall!«

Sie neigte dazu, alles sehr düster zu sehen. Das kam vermutlich von ihrem nachlassenden Augenlicht. Je schlechter ihre Augen wurden, desto finsterer erschienen ihr auch die Bedrohungen, die sie überall vermutete.

»Das Wasser erfasst euch«, orakelte sie. »Es drückt euch in die Tiefe und lässt euch keinen Atem holen, bis ihr ertrunken seid.«

Auf einem Felsen neben mir tauchte Onkel Beng auf. Seit dem Tod unseres Anführers, der für mich wie ein Vater gewesen war, zählte Bongs Meinung doppelt für mich.

»Was denkst du?«, fragte ich ihn. »Ist da etwas dahinter?«

Onkel Beng musterte zuerst den Wasserfall, dann wandte er sich zu mir. »Wenn wir noch einen König hätten, würde der gehen und nachsehen.«

Die kleine Liang kicherte. »Ne, der würde bestimmen, wer geht und nachsieht.«

In Onkel Bongs Lächeln lag die Weisheit, mit der er meinen Vater immer beraten hatte. »Nein, Liang. Voranzugehen ist die Aufgabe eines Anführers.«

Warum blickte er mich dabei an? Ermutigte er mich etwa? Da musste er nicht lange reden! Die Neugier schob und zog mich voran. Ich konnte meine Beine kaum noch stillhalten. »Ich gehe vor. Ich sehe nach.«

»Uuih! Ja!« Liang hüpfte vor Begeisterung. »Wer vorgeht, ist Anführer!«

Onkel Beng machte eine bedächtige Kopfbewegung. Hatte er gerade genickt? Meine Brüder und Schwestern feierten die Idee, dass eines von uns Kindern in Zukunft die Entscheidungen treffen könnte. Immer mehr von ihnen feuerten mich an. »König! König! König!« Ihre Rufe ließen mein Herz schneller trommeln. Da kreischte Oma Lao: »Niemand nähert sich dem Wasserfall! Es ist gefährlich!«

Gefährlich? Nein. Geheimnisvoll!

Über das Tosen des Wasserfalls hinweg war ein Klackern zu hören. Es klang, als würden die Tropfen des glitzernden Vorhangs wie Glasperlenschnüre aneinanderschlagen. Der gehei-

me Durchgang rief nach mir. Vielleicht aber hörte ich auch nur das ängstliche Zähneklappern der kleinen Liang.

Bevor ihre Furcht auf mich übergreifen konnte, schnellte ich durch den Vorhang. Wasser prasselte mir auf den Kopf. Es brauste über meinen Rücken. Doch es warf mich nicht von den Füßen. Es drückte mich nicht in die Tiefe. Seine Wucht war nicht so stark, wie Oma Lao befürchtet hatte. Ich kam durch den Vorhang, ohne zu stürzen. Das aber, was ich dahinter entdeckte, haute mich fast um.

Vor mir erstreckte sich eine riesige Höhle. Durch eine Reihe von Löchern hoch oben im Felsen fielen Sonnenstrahlen herein. Sie beleuchteten Obstbäume voller süßer Früchte und Betten aus weichem Moos. Schlingpflanzen und seildicke Lianen verlockten zum Herumturnen. Ich naschte eine Handvoll Beeren. Mmmh! Wie konnten die sooo süß sein? Gleich noch ein paar!

Kauend blickte ich zu dem glitzernden Vorhang, der die Höhle schützte. Die Welt draußen war nicht zu erkennen, und ich wusste, dass das auch umgekehrt galt. Durch den Wasserfall konnten herumstreifende Raubtiere uns weder wittern noch sehen. Hier drinnen waren wir vor ihnen sicher.

Bei dem Gedanken fühlte ich Erleichterung, gleichzeitig wurde mein Herz schwer wie ein Stein. Ich erinnerte mich an den Schrei meines Vaters: »Lauft! Los!« In meinem Gedächtnis trafen sein Brüllen und ein lautes Fauchen aufeinander. Dann war da nur noch glänzendes Schwarz – das Fell des Panthers, der ihn unter sich begrub. Mein Vater hatte sich dem Angreifer in den Weg gestellt. Er hatte sich geopfert, damit wir anderen entkommen konnten.

Dieses Unglück lag nun schon einige Wochen zurück, doch die Angst verfolgte uns. Immer wieder holte sie uns ein, besonders nachts, wenn fremde Tiere um unser Lager schlichen und Oma Lao im Schlaf murmelnd unseren Untergang prophezeite.

Ich zuckte zusammen. Wahrscheinlich redete Oma Lao gerade allen ein, dass ich ertrunken sei.

Rasch sprang ich durch den Vorhang nach draußen. Meine Familie empfing mich, als wäre ich tatsächlich aus dem Totenreich zurückgekehrt. Ich brauchte jede Menge Atem, um gegen den Trubel anzuschreien: »Ihr glaubt nicht, was ich gefunden habe! Da ist eine Höhle! Die müsst ihr euch ansehen!«

»Uhhh! Ja!« Liang hüpfte schon wieder vor Aufregung.

Von den Erwachsenen kamen eher zurückhaltende Töne.

»Musstest du tauchen?«

»Steht da viel unter Wasser?«

»Ich musste nicht tauchen. Und nein, da steht nichts unter Wasser ...«

Es dauerte eine Weile, bis ich die Letzten überzeugt hatte. Schließlich aber folgten sie mir alle in die Höhle.

Stunend sah Onkel Beng sich um. Er erkannte sofort, was das Beste an dieser Zuflucht war. »Hier drin sind wir sicher. Vor den Raubtieren und vor jedem Unwetter.«

Ich knuffte ihn neckend. »So etwas zu finden, war die Aufgabe eines Anführers, hm?«

Er nickte. Übermütig drehte ich mich zu den anderen um und rief zum Spaß: »Wer will mich als König?«

Ich hatte nicht vor, den Thron zu beanspruchen. Echt nicht, ich schwöre es! Doch Onkel Beng fasste mich und hob mich auf einen Stein, der vom Licht der Sonne vergoldet wurde.

»König! König!«, jubelten die anderen. Nur Oma Lao grummelte. »Er ist zu jung! Das ist viel zu viel Verantwortung für ein Kind!«

Zu viel Verantwortung? Die wichtigste Entscheidung, die ich in dieser Höhle fällen musste, war, welche Früchte reif genug waren, um sie zu fressen. Wie?! Es heißt essen? Uh, habe ich noch gar nicht erwähnt, dass ich ein Affe bin?

Manchmal bin ich es von Kopf bis Fuß, manchmal gar nicht und manchmal nur teilweise, je nachdem, wozu ich gerade Lust habe. Ich kann menschliche Gestalt annehmen. Fragt mich nicht, warum. Ich weiß es nicht. Ich konnte es schon immer. Vielleicht wollten mir die Stürme, die mich aus dem Felsen schliffen, die Wahl lassen, ob ich als Affe leben will. Aber aus welchem Grund sollte ich mich anders entscheiden? Warum sollte ich mein warmes Fell aufgeben und in Kleidung schlüpfen – in die Wolle, die einem Schaf abgeschoren worden war, oder in die kratzigen Stoffe, die Menschen aus Pflanzenfasern gewoben hatten? Oder gar erst in Gewänder aus Seide? Wusstet ihr, dass Seidenfäden wie Sabber aus dem Maul von Raupen kommen und erst an der Luft fest werden? Warum sollte ich so etwas anziehen? Und warum sollte ich meinen praktischen Afenschwanz aufgeben, mit dem ich wie mit einer dritten Hand greifen konnte?

Ich sage euch, warum ich mich eines Abends in einen Menschenjungen verwandelt und mich auf eine gefährliche Suche gemacht habe. Ich tat es, um die kleine Liang, Oma Lao, Onkel Beng und all die anderen großen und kleinen Affen meiner Familie zu retten. Wollt ihr wissen, warum sie gerettet werden mussten? Uh, das ist eine aufregende Geschichte!



Ein höllischer Schreck

Der Abend, an dem das Paradies hinter dem Wasserfall zum Vorhof der Hölle wurde, begann wie jeder andere: Wir machten Party. Mal ehrlich, warum soll man nur den Tag feiern, an dem man auf die Welt kam? Ist doch viel lustiger, wenn man jeden Tag feiert, den man auf der Welt ist!

Den Höhepunkt unserer Feste bildete immer das große Fangspiel. Alle, die noch Puste hatten, sprangen kreischend umher, und wenn zwei sich zu fassen kriegten, balgten sie sich auf dem Boden. Dazu machten die anderen einen gehörigen Radau, indem sie mit Stöcken auf einen hohlen Baumstamm und klingende Steine schlugen. Ein paar Auserwählte trommelten gegen ihre Brust. Zu denen gehörte ich. Normalerweise.

An diesem Abend war ich bis obenhin vollgestopft mit den Köstlichkeiten des Festgelages. Da hätte ich beim Brusttrom-

meln nur Rülpsen hervorgebracht. Schläfrig lümmelte ich auf einem Mooskissen und nagte an ein paar Jujuben – chinesischen roten Datteln. Immer wieder fielen mir kurz die Augen zu. Der Lärm um mich herum, der eben noch dröhnend laut gewesen war, wurde dumpf, als käme er aus weiter Ferne. Und dann – mit einem ohrenbetäubenden, durch meinen Kopfhallenden Donnerschlag – fand ich mich mitten in einer alpträumhaften Begegnung wieder, von der niemand außer mir etwas mitbekam.

Der Felsboden vor mir zerbarst. Lodernde Flammen schlugen empor und auf ihnen thronte Yama, der Herrscher des Totenreiches. Als Krone trug er eine hohe Kopfbedeckung aus seidig schimmerndem Stoff, die mit einer schweren, goldenen Haarnadel festgesteckt war. Nicht nur seine Robe, sondern auch seine Haut leuchteten feuerrot. Unter den rußschwarzen Brauen quollen seine Augäpfel halb aus den Höhlen. Er zog eine fürchterliche Grimasse. Uh, der Arme, dachte ich. Wer zwingt ihn denn, auf einem brennenden Thron zu sitzen?

Ich stellte schnell fest, dass er keine Qualen litt und mein Mitleid nicht verdiente. Anscheinend gelangweilt, betrachtete er seine Krallen, unter denen sich Schmutz angesammelt hatte – das Blut der in der Hölle Gefolterten oder wer weiß, was ein Herrscher der Totenwelt so unter seinen Nägeln hatte. Die Erde bebte vom Grollen seiner Stimme.

»Also, tut mir ja echt leid, die entspannte Stimmung zu stören ...« Sein Grinsen verriet, dass es ihm kein bisschen leidtat. »Aber ihr seid in dieser Höhle nicht so sicher, wie ihr glaubt. Auch wenn die Raubtiere euch nicht finden und Blitze oder Wirbelstürme euch hier drin nichts anhaben können, ihr un-

tersteht noch immer meiner Macht. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich euch in mein Reich holen lassen. Es gibt da eine Reihe interessanter Möglichkeiten.« Aufzählend spreizte er seine langen Krallen ab. Jede davon sandte einen Funken aus, als wollte der Totenkönig die Punkte seiner Liste in die Luft brennen. »Erstens: Unfälle aller Art. Zweitens: Krankheiten. Drittens: Altersschwäche. Ich könnte noch mehr nennen.«

Aber das tat er nicht. Er zuckte nur mit den Schultern und verkündete: »Ihr werdet alle sterben.«

Er verschwand in einer Explosion von Flammen. Brüllte er noch etwas? Ein Erdbeben beutelte und schüttelte mich. Dann erkannte ich, dass es Onkel Beng war, der mich wachrüttelte, und dass das Gebrüll aus meiner eigenen Kehle kam: »Yama holt uns! Der Herrscher des Totenreichs wird uns alle holen lassen!«

Mein Geschrei fegte die fröhliche Stimmung in der Höhle fort. Jene Affen, die kreischend Fangen spielten, und die anderen, die schmatzend die Leckereien des Festbanketts futterten, verharrten reglos, als wären sie bereits tot. Dann begannen die Ersten zu weinen. Im Nu heulten alle. Was hatte ich angerichtet?

Ich nahm die Jüngeren in die Arme und redete auf die Älteren ein. »Alles gut. Beruhigt euch! Hier wird keiner sterben. Wir werden nicht krank. Und Unfälle haben wir auch keine!«

Genau in diesem Moment endete einer der Schluchzer in einem erstickten Würgen. Die kleine Liang hatte sich an einem Apfel verschluckt. Sie bekam keine Luft mehr. Wollte Yama mir seine Macht beweisen? Uh, nicht mit mir! Ich klopfte Liang auf den Rücken, bis sie das Apfelstück hustend wieder ausspuckte.

Im zunehmenden Tumult kletterte ich auf den Felsen, den die Sonne wie einen Thron vergoldete. »Hört mal alle mit dem Weinen auf. Und hört mir zu! Yama wird uns nicht holen! Das verspreche ich euch. Ich werde es verhindern!«

Noch immer geschockt, klapperte Liang zitternd mit ihren Zähnnchen. »W-w-wie d-d-denn?«

Keine Ahnung. Diese ehrliche Antwort würde ihnen kein Vertrauen einflößen. Um Zeit zu gewinnen, schenkte ich allen ein laaaanges, ermutigendes Lächeln. Dann fiel mir ein, wie ich sie beruhigen konnte. »Normale Affen können sich nicht in Menschen verwandeln, aber ich kann es. Das wisst ihr. Ich schaffe das Unmögliche. Ich werde dafür sorgen, dass niemand von uns sterben wird. Das verspreche ich euch! Ich verspreche es!«

Ich wiederholte meinen Schwur so oft, bis alle daran glaubten. Um mich herum wurde wieder Fangen gespielt, fröhlich gekreischt und an Früchten geknabbert. Liang reckte mir die Jujuben-Datteln entgegen, von denen ich vor meiner Begegnung mit Yama genascht hatte. Kopfschüttelnd lehnte ich ab. Ich würde keinen Bissen hinunterbekommen. Ein Kloß steckte in meinem Hals – ein Verzweiflungsschrei, den ich nicht ausstoßen durfte, weil ich stark sein musste; stark wie ein Anführer!

Ich kletterte von meinem Thron und verkroch mich in einer dunklen Höhlenecke. Dort saß ich und zitterte.

Onkel Beng ließ sich neben mir nieder. »Du hast ihnen Hoffnung gemacht.«

War das ein Vorwurf? In seinem Gesicht sah ich keine Anzeichen von Enttäuschung oder Ärger. Er rügte und schimpfte

mich nicht. Das tat er ohnehin selten. Oft leistete er mir nur Gesellschaft und half mir dabei, meine Fehler selbst zu erkennen. Zerknirscht gestand ich: »Ich habe sie belogen.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

Überrascht blickte ich ihn an. Mein Onkel lächelte. »Als dein Vater und ich noch Kinder waren, brannte in uns dieselbe Neugier, die auch dich antreibt. Wir interessierten uns für alles, steckten überall unsere Nase hinein und belauschten die Menschen. Eines Tages hockten wir auf einem Tempeldach und hörten einem Priester zu. Seine Geschichten handelten von einem Unsterblichen, den der Herrscher der Toten nicht holen konnte. Und dieser Unsterbliche hatte Schüler.«

Ich horchte auf »Denkst du, er lehrt sie das Geheimnis der Unsterblichkeit? Glaubst du, er verrät mir, wie wir Yama überlisten können?«

»Einen Affen wird er sicher nicht unterrichten. Aber einen Jungen ...«

Er ließ den Rest ungesagt. In der Luft knisterte Hoffnung.

Onkel Beng seufzte. »Ich mache mir jetzt schon Vorwürfe, dass ich dir das erzählt habe.«

»Das brauchst du nicht. Wirklich. Egal, was da draußen passiert ... Es ist besser, als hier bloß rumzusitzen und darauf zu warten, dass euch etwas zustößt.« Meine Stimme verlor jede Kraft. Nur noch ein heiseres Flüstern kam über meine Lippen. »Ich könnte das nicht ertragen. Nicht noch einmal.«

Onkel Beng zog mich an sich. »Das weiß ich, Junge.«

Er hatte mit mir gelitten, nachdem mein Vater gestorben war. Die Frage, was wir hätten tun können, um ihn zu retten, quälte uns. Es gab nur eine einzige richtige Antwort darauf: Du kannst

das, was bereits geschehen ist, nicht ändern! Die Zukunft aber konnte geändert werden! *Ich* würde sie ändern!

Kurz erwiderte ich Onkel Bengs Umarmung. Dann schob ich ihn auf Abstand. Ich senkte den Kopf und konzentrierte mich. Ein Prickeln kroch über meinen Körper und hinterließ eine Gänsehaut, als sich die Haare meines Fells zurückzogen. Meine Affengreifhände verkürzten sich zu menschlichen Fingern, mein Affengesicht verschwand. Der Kiefer mit den starken Kaumuskeln bildete sich zurück, die Knochenwülste über den Augen glätteten sich und der Schädelknochen über der Stirn wölbte sich zu einem rundlichen Menschenkopf. Es brannte und zwickte ein wenig, doch ich verwandelte meine Knochen weiter, bis ich die Größe und das Aussehen eines 12-jährigen Jungen hatte.

Wacklig erhob ich mich und tat ein paar Schritte auf steifen Füßen mit knubbligen Menschenzehen. Ich ging Schritt um Schritt, viele Schritte, tausende, zehntausende, hunderttausende. Mit wunden Sohlen wanderte ich durch Dörfer und Städte. Ich fragte die Priester in den Tempeln und die Menschen auf den Straßen. Sie erzählten mir Legenden, in denen von acht Unsterblichen die Rede war. Ich freute mich, weil das meine Chancen verachtfachte, einen oder eine von ihnen zu finden. Aber trotz der vielen Geschichten wusste niemand so recht, wo ich suchen sollte.

Am Meer stellte ich fest, dass unser Zuhause – der ›Berg der Blumen und Früchte‹ – auf einer Insel auftrug. Ich bestieg eine Dschunke, ein chinesisches Segelschiff. Um die Fahrt zu bezahlen, arbeitete ich mir als Küchenjunge die Finger blutig. Ich stellte mich mit dem Schälmesser oder beim Gemüseschneiden

nicht besonders geschickt an. Aber das war auch nicht einfach, bei all den Wellen. Die See wurde immer unruhiger. Kurz vor dem nächsten Hafen packte uns ein Sturm. Das Schiff ächzte, auf und ab geworfen von den Wogen, als würde der Herr der Unterwelt damit spielen. Als wir schließlich in Sicherheit ankerten, wankten meine Beine von dem Schrecken und dem Wellengang auf See.

Ich gönnte mir keine Pause und ging weiter ins Landesinnere, immer weiter, bis ich in ein Gebiet kam, in dem uralte Kiefernwälder wuchsen. Wilde Flüsse hatten über Jahrtausende tiefe Schluchten ins Gestein gegraben und farbenfrohe Vögel, die noch nie einen Menschen fürchten mussten, sangen und zwitscherten.

Unerwartet mischten sich schiefe Klänge und Axthiebe in die Natursymphonie. Tschak! Tschak! Ein Holzfäller! Er trällerte bei der Arbeit ein Lied. Hoffentlich traf er die Stämme besser als die Töne! Ich wollte mir die Ohren zuhalten, da spitzten sich diese plötzlich. Was hatte er gerade gesungen?

Ich sprang aus dem Unterholz. »Hast du wirklich einen unsterblichen Meister getroffen?«

Der Holzfäller erschrak so, dass er die Axt fallen ließ. »Bei allen Geistern des Waldes! Hast du mich erschreckt! Ich hätte mir fast den Fuß abgehackt!«

»Tut mir leid. Ich ... Hast du gesungen, dass du einen Unsterblichen getroffen hast?«

Er zögerte.

»Bitte!«, drängte ich. »Es ist wichtig!«

Ich sagte ›wichtig‹, als wäre es die Abkürzung für ›wirklich lebenswichtig‹, so als würde ich all die Leben aufzählen, die

von seiner Antwort abhingen, angefangen bei meinem jüngsten Geschwisterchen bis zu meiner Oma.

Der Holzfäller seufzte. »Er ... der Meister hat mir geholfen, als es mir nicht so gut ging.«

»Kannst du mir sagen, wo er wohnt?«

»Willst du Schüler bei ihm werden?«

Ich nickte eifrig. »Ja!«

»Das ist nicht so einfach, Junge.«

»Ich schaff das schon. Bitte, wo finde ich ihn?«

»Du musst tiefer in den Bergwald gehen. Der Tempel des Unsterblichen liegt in einer Höhle. Sie heißt Schiefer-Mond-Drei-Sterne.« Er zeigte hangaufwärts. »Du findest sie dort oben, wo der Schatten der Bäume am dichtesten ist.«

»Danke.«

Ich folgte seinem Hinweis durch den dichten Wald. Nachdem ich eine Weile den Berg hinaufgestiegen war, erreichte ich eine hohe Mauer mit einem geschlossenen Tor. Die schattenhaften Umrisse meiner Jungengestalt spiegelten sich in dem glänzend roten Lack, der das Holz vor der Witterung schützte. Ich wollte meine Finger zur Faust ballen und anklopfen, doch stattdessen zog sich nur mein Magen zusammen.

Was, wenn die Person, die das Tor öffnete, mich nicht einließ? Was würde ich dann tun?